

Walter Herzog

Ueberlegungen zur Metaphorizität der Psychologie*

"Reine Empirie darf man überdies in der Psychologie nicht erwarten; wo dieselbe verheissen wird, da muss man auf Erschleichungen aller Art gefasst sein."

Johann Friedrich Herbart, Lehrbuch zur Psychologie

"If it is impossible to be wholly nonmetaphorical, at least we may improve upon our metaphors."

Burrhus Frederic Skinner, Cumulative Record

* Dieser Text hat dem Referat zugrundegelegen, das ich am 24.2.1983 am Psychologischen Institut der Universität Bern gehalten habe

(1a) Das positivistische oder empiristische Verständnis des Erkenntnisprozesses ist dasjenige einer Abbildung der Wirklichkeit in den Sinnesempfindungen und in der Sprache. Die Sätze der Wissenschaft werden unterteilt in die sich gegenseitig ausschliessenden, einander ergänzenden Klassen der analytischen und der synthetischen Aussagen. Synthetische Sätze enthalten Aussagen über Sachverhalte. Analytische Sätze machen Aussagen, die unabhängig sind von einer (unmittelbaren) Bezugnahme auf Tatsachen. Diese klare Festlegung dessen, was akzeptable wissenschaftliche Sätze sind, impliziert ein "Sinnkriterium", d.h. eine Grenzziehung zwischen sinnvollen und sinnlosen Sätzen. So schreibt beispielsweise Carnap:

"Die (sinnvollen) Sätze zerfallen in folgende Arten: Zunächst gibt es Sätze, die schon auf Grund ihrer Form allein wahr sind ('Tautologien' nach Wittgenstein; sie entsprechen ungefähr Kants 'analytischen Urteilen'); sie besagen nichts über die Wirklichkeit. Zu dieser Art gehören die Formeln der Logik und Mathematik; sie sind nicht selbst Wirklichkeitsaussagen, sondern dienen zur Transformation solcher Aussagen. Zweitens gibt es die Negate solcher Sätze ('Kontradiktionen'); sie sind widerspruchsvoll, also auf Grund ihrer Form falsch. Für alle übrigen Sätze liegt die Entscheidung über Wahrheit oder Falschheit in den Protokollsätzen; sie sind somit (wahre oder falsche) Erfahrungssätze und gehören zum Bereich der empirischen Wissenschaft. Will man einen Satz bilden, der nicht zu diesen Arten gehört, so wird er automatisch sinnlos" (Carnap 1951, p. 236).

Carnap formuliert eine Definition der synthetischen Sätze, die darin besteht, dass diese "Erfahrungssätze" bzw. "Protokollsätze" sind. Alle nicht-analytischen Sätze sind also reduzierbar auf unmittelbare sinnliche Erfahrungen. Die elementaren Erfahrungssätze sind dadurch wahr, dass der Sachverhalt, den sie ausdrücken, besteht. Die Wahrheit (oder Falschheit) einer Aussage wird dadurch festgestellt, dass ein Sachverhalt durch Beobachtung, d.h. als "unmittelbares Erlebnis" konstatiert wird (Schlick 1930, pag. 7). Komplexe Sätze lassen sich mit Hilfe der Logik aus elementaren Sätzen aufbauen. Folglich ist die Wahrheit jedes komplexen Satzes durch logische Analyse bestimmbar. Die Erkenntnis der Welt ist eine logische Konstruktion aus den elementaren "Sinnesdaten" (Vgl. Wittgenstein 1978). Die Logik ist die Form der Erkenntnis, deren Inhalt die sinnliche Erfahrung ist.

Wir haben damit die "beiden Dogmen" des Empirismus identifiziert, von denen van Orman Quine (1963) spricht: das Dogma der fundamentalen Spaltung in analytische und synthetische Wahrheiten und das Dogma der Reduzierbarkeit jeder sinnvollen Aussage auf unmittelbare Erfahrung. Quine attackiert diese Dogmen unter anderem mit dem

Argument, dass es nicht einzelne Sätze sind, die einer Erfahrung Ausdruck geben. Was mit der Wirklichkeit in Kontakt steht, sind nicht elementare Aussagen, sondern das Ganze der Wissenschaft.

"The totality of our so-called knowledge or beliefs, from the most casual matters of geography and history to the profoundest laws of atomic physics or even of pure mathematics and logic, is a man-made fabric which impinges on experience only along the edges. Or, to change the figure, total science is like a field of force whose boundary conditions are experience. A conflict with experience at the periphery occasions readjustments in the interior of the field. Truth values have to be redistributed over some of our statements. Reevaluation of some statements entails reevaluation of others, because of their logical interconnections—the logical laws being in turn simply certain further statements of the system, certain further elements of the field. Having reevaluated one statement we must reevaluate some others, which may be statements logically connected with the first or may be the statements of logical connections themselves. But the total field is so underdetermined by its boundary conditions, experience, that there is much latitude of choice as to what statements to reevaluate in the light of any single contrary

experience. No particular experiences are linked with any particular statements in the interior of the field, except indirectly through considerations of equilibrium affecting the field as a whole.

If this view is right, it is misleading to speak of the empirical content of an individual statement—especially if it is a statement at all remote from the experiential periphery of the field"

(Quine 1961, p. 42f.).

Diese Argumentation erinnert an Popper, der die induktivistische Programmatik des Empirismus einer radikalen Kritik unterzogen hat und die wissenschaftliche Erkenntnis statt auf einer Logik der Induktion auf einer solchen der Deduktion aufbaut. Doch bevor ich einige Bemerkungen zu Popper mache, noch ein anderer Verweis.

Das (logisch-)empiristische Programm impliziert die Möglichkeit dessen, was Wittgenstein (1971) eine "Privatsprache" genannt hat. Ist die Erfahrung unmittelbar und "rein", so ist es eine "persönliche" Erfahrung. Feigl spricht davon, dass wir die Wirklichkeit "...nur im Falle unserer unmittelbaren Erfahrung (kennen)..." (Feigl 1973, pag. 11). Wird diese "persönliche" Erfahrung sprachlich ausgedrückt, so wird sie in eine "Privatsprache" gekleidet, die das einzelne Individuum erfindet und allein für sich versteht. Wittgenstein (1971) hat gezeigt, dass eine solche "Privatsprache" nicht möglich ist, da sie eine konsistente Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem nicht leisten kann. Hat ein Individuum eine Empfindung, die es bereits früher einmal benannt hat, so hat es keinerlei Kriterien zur Hand, die ihm ermöglichen, sich der damaligen Benennung korrekt zu erinnern. Ist man allein auf der Welt, so hat man keiner-

lei Kriterien, um sich zu beurteilen. Ob man sich richtig oder falsch erinnert, ein gutes oder schlechtes Gedächtnis hat, kann man nicht wissen. "Gut" und "schlecht" setzen einen Massstab voraus, und ein Urteil über die Qualität des eigenen Gedächtnisses verlangt die Existenz anderer Gedächtnisse, mit denen man sein eigenes vergleichen kann.

Wenn eine "Privatsprache" unmöglich ist, dann erfolgt der sprachliche Ausdruck einer jeden "persönlichen" Erfahrung in einer intersubjektiven Sprache. Das Reden über "Sinnesdaten" ist ein kollektiv getragenes Reden.

"Die einzige Sprache, über die es Sinn hat zu reden, ist die intersubjektive, öffentliche Sprache. Auch die Empfindungsworte gehören dieser Sprache an, und zwar von vornherein; sie werden nicht erst im nachhinein zu Bestandteilen dieser Sprache, nachdem sie ursprünglich dazu dienten, Vorkommnisse in privaten Bewusstseinswelten zu bezeichnen" (Stegmüller 1976, p. 663). Sachverhalte, die unabhängig von der Sprache existieren, sind eine metaphysische Fiktion. "Wirklich" und "Wirklichkeit" sind Elemente von Sprachspielen wie andere Begriffe auch. Man kann nicht sagen, hier ist die Wirklichkeit und da die Sprache und dann die Frage stellen: Wie ist das Verhältnis zwischen beiden? (Stegmüller 1976, p. 598f.).

Das mag uns erneut an Popper erinnern, der in seinen späteren Arbeiten betont, "...dass alle Beobachtungen und Beobachtungsaussagen Vermutungen und theoretischer Art sind" (Popper 1974, pag. 43). Alle Sprachen sind theoriegetränkt (ebd.); eine "reine" sprachliche Abbildung unmittelbarer Erfahrungen ist nicht möglich. Der Kontakt mit der Wirklichkeit wird von Popper nicht mehr von "unten" her, sondern von "oben" gesucht. Die deduktive Logik als Organ der Kritik vermag uns zu dem^{zu} führen, was Popper "Wahrheitsähnlichkeit" nennt (Vgl. Popper 1974, pag. 60ff). Die Wissenschaft kann sich, mit Hilfe der kritischen Methode, der Wahrheit annähern, kann aber nie wissen, wie nahe sie der Wahrheit ist, denn "...die Zahl der möglicherweise wahren Theorien bleibt unendlich zu jeder Zeit und nach noch so vielen entscheidenden Prüfungen" (Popper 1974, pag. 27).

Diese Position Poppers führt zur Zurückweisung dessen, was Feyerabend die "Konsistenzbedingung" nennt. Die Konsistenzbedingung besagt, dass neue wissenschaftliche Hypothesen mit anerkannten Theorien übereinzustimmen haben. Eine Theorieänderung muss in der Relation Theorie -Tatsachen motiviert sein. Diese Auffassung aber lässt sich auf der Basis der Popperschen Argumentation nicht mehr vertreten. Entscheidend wird nun die Relation Theorie -(alternative)

Theorie. (Neue) Hypothesen sollten daher nicht aus etablierten Theorien abgeleitet werden, sondern aus diesen widersprechenden Theorien. Soll der empirische Gehalt unserer Erkenntnisse möglichst gross gemacht werden, so "...bildet die Erfindung von Alternativen zu der im Zentrum der Diskussion stehenden Auffassung einen wesentlichen Bestandteil der empirischen Methode" (Feyerabend 1976, pag. 61). Gefordert ist also eine Theorienvielfalt bzw. ein theoretischer Pluralismus. Die alleinige Berufung auf die Erfahrung (die empirische Bestätigung) führt zu schlechter Wissenschaft, starrer Metaphysik und "zweitragigen Mythen" (Feyerabend 1976, pag. 62, 66). Der Erfolg einer (einzigen) Theorie bietet keine Garantie für deren Adäquatheit als Darstellung bzw. Repräsentation von Wirklichkeit. Der (empirische) Erfolg ist ein blosser "Schein des Erfolgs", der "... nicht im geringsten als Zeichen der Wahrheit und der Uebereinstimmung mit der Natur gelten kann" (Feyerabend 1976, pag. 64).

Diese durchaus Poppersche Argumentation wird von Feyerabend in dem Moment verlassen, wo er das "Abgrenzungskriterium" (zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft), das Popper noch verteidigen will (Vgl. Popper 1974, pag. 24^{4ff.}), zurückweist. Auf diese Weise entsteht eine Radikalisierung Poppers. Feyerabend macht aus der Popperschen Konkurrenz wissenschaftlicher Theorien eine Konkurrenz jeglicher ^{Art von} Aussagen über die Wirklichkeit. Die Grenze zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft wird eingeebnet; die Wissenschaft erscheint auf gleicher Ebene wie die Metaphysik und der Mythos:

"... die Wissenschaft kann eine Kosmologie im vollen Sinne des Wortes sein, sie ist in dieser Hinsicht der Religion, der Philosophie, dem Alltagsdenken, dem Mythos sicher nicht untergeordnet. ... die Wissenschaft ist anderen Ideologien aber auch nicht übergeordnet, sie hat keine höhere Autorität als jene" (Feyerabend 1978, p. 1). Der "epistemologische Anarchist", als den sich Feyerabend sieht,

"... hat keinen Einwand gegen die Annahme, dass der Aufbau der Welt, so wie er von der Wissenschaft beschrieben und durch die Sinneswahrnehmung enthüllt wird, ein Trugbild ist,

- 1 -

das entweder eine tiefere, möglicherweise geistige Realität verbirgt oder ein blosses Traumgebilde darstellt, das nichts enthüllt und nichts verbirgt. Er interessiert sich sehr für Prozeduren, Phänomene und Erfahrungen, wie die von Carlos Castaneda geschilderten, aus denen hervorgeht, dass Wahrnehmungen auf höchst ungewöhnliche Weise geordnet werden können und dass die Auswahl einer bestimmten Ordnung als 'der Wirklichkeit entsprechend' zwar nicht willkürlich (denn sie hängt fast immer von Traditionen ab), aber sicherlich nicht mehr 'rational' oder 'objektiv' ist als die Auswahl einer anderen Ordnung: Rabbi Akiba, der sich in ekstatischer Trance von einer Himmelsphäre in die andere erhebt und schliesslich Gott in all seiner Herrlichkeit gegenübersteht, macht echte Beobachtungen, sobald wir uns einmal entschieden haben, seine Lebensweise als einen Massstab der Wirklichkeit zu akzeptieren, und sein Geist ist von seinem Körper genau so unabhängig, wie die ausgewählten Beobachtungen es ihm offenbaren" (Feyerabend 1975, p. 484).

Wird auf diese Weise der Mythos auf dieselbe Ebene wie die Wissenschaft ^(„Leser“) gestellt, so lässt sich fragen, was deren Differenz noch ist. Die Antwort besteht üblicherweise darin, dass die Wissenschaft als begrifflich, der Mythos als figurativ bezeichnet wird. Der Mythos arbeitet mit Bildern, die Wissenschaft mit Begriffen. Während die Wissenschaft die Wirklichkeit in ihrer "Tiefe" analytisch auslotet, geht der Mythos "flächig" vor, indem er die Wirklichkeit in ihren Erscheinungen zusammenbindet. Diese Verknüpfung der Phänomene arbeitet mit Analogien und Metaphern (Vgl. Tambiah 1978). Die Erscheinungen werden zu einem Netz von Korrespondenzen zusammengewoben. Auf diese Weise erscheinen die Wirklichkeitsbereiche, die begrifflich klar unterschieden werden, als zusammengehörig, stofflich identisch.

So werden beispielsweise Naturvorgänge "animistisch" oder "anthropomorph" erklärt, als Resultat personaler Akte transzendenter, göttlicher Wesen. Entsprechend soll die Magie die Gesinnung dieser Wesen günstig beeinflussen. Auf der andern Seite sieht sich der Einzelne nicht als autonomes, handlungsfähiges Subjekt. Sein Verhalten lässt sich folglich nicht differenzieren in zweckrationale Tätigkeiten einerseits und normgeleitetes ("moralisches") Handeln andererseits. Ein Verstoss gegen eine Verhaltenserwartung ist identisch mit einer Verletzung einer objektiven Ordnung. Die Normverletzung bewirkt daher keine persönliche Schuld, sondern den Verlust oder die Minderung der Gesamtordnung der Welt (vgl. Wulff 1977, p. 66). Auf der einen Seite wird also die Natur vermenschlicht ("humanisiert") und auf der andern Seite die Kultur naturalisiert ("verdinglicht").

Besteht also, herkömmlicher Weise, eine klare Trennung zwischen Mythos und Wissenschaft ("Logos"), so lässt die Gleichbehandlung dieser beiden Erkenntnisssysteme bei Feyerabend die Frage nach der Adäquatheit dieser Scheidung stellen. Sind eventuell Mythos und Logos nicht in der Masse getrennt wie wir es anzunehmen gewohnt sind? Die Frage lässt sich möglicherweise dadurch einer Antwort näher bringen, dass wir das Moment des Analogischen bzw. Metaphorischen, das wir als Basis der figurativen Arbeitsweise des Mythos bezeichnet haben, einer Diskussion unterziehen.

(16) Metaphern gelten sowohl in der Tradition des empiristischen wie des rationalistischen Denkens als den Erkenntnisprozess störende Elemente. Bereits Aristoteles meinte, ein "Nomen" sei "...entweder eine Bezeichnung oder eine Glosse, eine Metapher, ein Schmuck, ein Erfundenes, Erweitertes, Verkürztes, Verändertes" (Aristoteles 1961, pag. 54 - meine Hervorhebung, W.H.). Nur dasjenige kann wahr sein - so Descartes - was wir "ganz klar und deutlich begreifen" (Descartes 1960, pag. 55). Francis Bacon spricht von den "Idolen des Marktes" und meint damit die Zuordnung von Worten zu Dingen gemäss der Auffassung der Menge, was zu einer Verwirrung des Verstandes führe (Bacon 1962, Paragraph 43). Die Menschen glauben, ihr Verstand gebiete den Worten, dabei ist es genau umgekehrt: "Die Worte... werden grösstenteils nach den Auffassungen der Menge gebildet und trennen die Dinge nach den Richtungen, die dem gewöhnlichen Verstand besonders einleuchtend sind. Wenn dann ... ein scharfsinniger Geist oder eine sorgfältigere Beobachtung diese Bestimmungen ändern will, damit sie der Natur entsprechender sind, widerstreben die Worte" (Bacon 1962, Paragraph 59).

Ähnlich heisst es bei John Locke von den Wörtern, sie stellten sich selbst "...so sehr zwischen unserem Verstand und die Wahrheit, die er betrachten und auffassen möchte, dass, wie das Medium, durch das sichtbare Objekte hindurch gehen, ihre Dunkelheit und Unordnung nicht selten einen Nebel vor unseren Augen ausbreiten und unser Verständnis täuschen" (Locke, zit. nach de Mau 1983, pag. 415). Weiter heisst es bei Locke:

" Wenn wir indessen von den Dingen, wie sie sind, reden wollen, müssen wir einräumen, daß die gesamte Kunst der Rhetorik, außer Ordnung und Klarheit, die gesamte künstliche und figürliche Anwendung von Worten, wie sie von der Beredsamkeit erfunden worden ist, zu nichts taugt als falsche Vorstellungen zu insinuieren, Leidenschaften zu erregen und dadurch das Urteil irrezuleiten und derart in der Tat vollkommener Betrug sind; und deswegen sind sie gewiß, so löblich oder erlaubt die Redekunst sie auch in feierlichen Ansprachen und Volksreden machen mag, in allen Reden, die zu belehren und zu unterrichten bestimmt sind, gänzlich zu meiden und können, wo es um Wahrheit und Wissen geht, nur als großer Fehler, sei es der Sprache oder dessen, der Gebrauch von ihr macht, gedacht werden" (Loche, zit. nach de Man 1983, p. 416).

Schliesslich noch ein letztes Beispiel: Mario Bunge, ein moderner Wissenschaftstheoretiker, meint, Metaphern und Analogien seien bestenfalls didaktische Requisiten, schlimmstenfalls didaktische Fallen, immer aber "Ersätze" für die tatsächlichen Dinge. "Wir versuchen sie daher zu vermeiden in der Forschung. Wir wollen, dass sich die Wissenschaft damit befasst, was die Dinge sind, und nicht womit sie ähnlich sind... Wir wollen wörtliche Interpretationen..., weil wir Objektivität wollen" (Bunge, zit. nach Nieraad 1977, pag. 92).

Wir haben damit am Beispiel der Metapher nochmals das empiristische Credo einer unzweideutigen Abbildung der Wirklichkeit in Sätzen der Wissenschaft resümiert.

(2) Doch was verstehen wir überhaupt unter einer Metapher? Es besteht weitgehend Konsensus darüber, dass es sich bei einer metaphorischen Redeweise um ein uneigentliches Reden handelt. Man spricht von einem Gegenstand ^{dem} Begriffen eines anderen. Mit I.A. Richards können wir von "Tenor" und "Vehikel" sprechen. Sagen wir, "der Mensch ist ein Wolf", so ist der Ausdruck im Zentrum ("der Mensch") Tenor und der attribuierte Ausdruck ("ein Wolf") Vehikel. Als Basis eines metaphorischen Ausdrucks wird oft, jedenfalls in der auf Aristoteles zurückgehenden Tradition, eine Analogie gesehen. Eine Analogie ist eine "Entsprechung zweier Verhältnisse" (Brockhaus Enzyklopädie 1966, Bd. 1, pag. 479). Zwei Gegenstände sind einander analog, wenn sich deren Verhältnisse entsprechen. Das lässt letztlich eine mathematische Formulierung der Analogie zu, d.h. zwei Systeme sind dann analog, "... wenn ihr durch eine mathematische Gleichung definiertes Verhalten ähnlich ist" (McFarland 1978, pag. 318). Diese strenge Definition impliziert, dass Tenor und Vehikel einer Metapher unabhängig voneinander und je vollständig beschreibbar sind. Eine Metapher hat

sonit keinerlei epistemische Bedeutung. Sie ist jederzeit in die ursprüngliche Redeweise zurückführbar.

Auch wenn man bereit ist, weniger streng zu definieren und an Stelle ^{einer} A Analogie irgend eine Form von Aehnlichkeit zwischen Tenor und Vehikel als Basis der Metapher akzeptiert, so bleibt die Möglichkeit ^{einer} Rückführung der uneigentlichen in die eigentliche Redeweise erhalten. Dieser von Black (1976) als "Substitutionstheorie" ("substitution view") bezeichneten Position steht die "Interaktionstheorie" ("interaction view") gegenüber, deren wichtigste Vertreter Monroe Beardsley, Douglas Berggren, Max Black, ^{Paul Ricoeur,} Ivor Armstrong Richards, Paul Ricoeur, und Philip Wheelwright sind. Das Kernargument der Interaktionstheorie besteht darin, dass eine Metapher nicht auf einer Aehnlichkeit zwischen Tenor und Vehikel aufbaut, sondern eher umgekehrt: dass sie diese Aehnlichkeit schafft (Vgl. Black 1976, pag. 37; Ricoeur 1974, pag. 48). Metaphern wird in dieser Auffassung eine Dynamik zugeschrieben, die der Statik der Substitutionstheorie entgegensteht. Wo die Substitutionstheorie eine Ueberlagerung der Bedeutungsfelder von Tenor und Vehikel sieht, sehen die Interaktionstheoretiker ein dynamisches Geschehen. Das eine Bedeutungsfeld wird vom anderen modifiziert. Die Rede vom Menschen als Wolf erweitert unser Menschenbild. Bestimmte Aspekte des Menschen werden hervorgehoben und andere unterdrückt, so dass uns der Mensch unter der Wolfsperspektive in einem neuen Licht erscheint. Umgekehrt wird auch das Bedeutungsfeld "Wolf" verändert, indem durch die Metapher der Wolf quasi menschlicher wird. Das Beispiel zeigt, dass auch bei der Interaktionstheorie eine wenigstens minimale Entsprechung oder Aehnlichkeit zwischen Tenor und Vehikel vorhanden sein muss, damit eine Metapher entsteht. Wie minimal diese Entsprechung sein darf lässt sich kaum definitiv festhalten. Fehlt das Minimum an Entsprechung, sind wir jedoch im Bereich des Nonsens. Eine Metapher funktioniert also genau so lange, wie ein Rezipient bereit oder fähig ist, ihr einen Sinn abzugewinnen. Metaphern sind somit keine Analogien und lassen sich nicht auf Analogien reduzieren. Folglich lässt sich auch eine metaphorische Rede nicht durch eine eigentliche Rede ersetzen. Wäre dies möglich, so hätten Metaphern einen bloss dekorativen Wert. Sie würden unser Reden abwechslungsreicher machen, liessen sich aber jederzeit ersetzen durch weniger farbige Worte. Aber

gerade dies ist nicht möglich: "Metaphorical thought is a distinctive mode of achieving insight, not to be construed as an ornamental substitute for plain thought" (Black 1976, p. 237).
Haben wir damit den Begriff der Metapher präzisiert, so stellt sich nun die Frage, ob Metaphern in der Wissenschaft tatsächlich nicht zu finden sind oder wenigstens nichts zu suchen haben, wie dies das empiristische Wissenschaftsverständnis postuliert. Definieren Metaphern ein "Abgrenzungskriterium" zwischen Mythos und Wissenschaft ?

(3) Die Kritik am Induktivismus, wie sie etwa Popper formuliert hat, zeigt die Unmöglichkeit einer voraussetzungsfreien, "reinen" Erfahrung der Wirklichkeit. Beobachtungen geschehen immer im Lichte von Theorien. Erkenntnis ist nicht bloße Erfahrung, sondern eine "Lektüre der Erfahrung" (Piaget 1974, pag. 75f). Diese Lektüre erfolgt mit Hilfe des Instrumentariums von Logik und Mathematik. Piagets "epistemisches Subjekt" ist eine "Quelle logischer oder mathematischer Strukturen" (Piaget 1972, pag. 290), die sich in der Ontogenese des Individuums ausbilden und differenzieren und die Grundlage des begrifflichen Denkens bilden. Die Ueberwindung des kindlichen Egozentrismus bedeutet einen Fortschritt vom vorbegrifflichen zum begrifflichen Erkennen. Die Erkenntnis der Wirklichkeit wird allmählich gereinigt von den Verzerrungen einer idiosynkratischen Subjektivität. Die Kompetenz zu dieser epistemischen Leistung ist die Folge der Auseinandersetzung des Individuums mit der dinglichen Wirklichkeit. Piagets "epistemisches Subjekt" ist monadisch gedacht, als Einzelindividuum, analog dem im Zweifeln sich selbst gewiss werdenden Subjekts Descartes.

Wird die Erkenntnistheorie von dieser monadischen Eingrenzung des epistemischen Subjekts befreit, so kommt eine Konzeption von Erkenntnis in den Blick, die die Suche nach Wissen als ein soziales Unternehmen versteht. Die "Lektüre der Erfahrung" ist dann nicht mehr bloss an einen Rahmen logisch-mathematischen gebunden (wie bei Piaget, vgl. Piaget 1974, pag. 75f), sondern an eine Sichtweise der Wirklichkeit, die eine inhaltliche Perspektive mit umfasst (Vgl. Berger und Luckmann 1977; Kuhn 1976, 1978).

Kuhn macht deutlich, wie eine Fülle an nich-hinterfragten, nicht-gewussten und impliziten Voraussetzungen die Wissensbildung beeinflusst.) von Kuhn

genannten Voraussetzungen sind

Diese ("disziplinäre Matrix" nicht ein beliebiges "Hintergrundwissen" (Popper), das jederzeit zur Disposition gestellt und kritisiert werden kann, sondern es ist konstitutiv für den Forschungsprozess, jedenfalls für jenen der "normalen Forschung" (Kuhn). Nur ein nicht-problematizierter Hintergrund ermöglicht eine kontinuierliche Arbeit an einem gestellten Problem. Nicht die permanente Auseinandersetzung, Kritik und Gegenkritik, ermöglichen einen wissenschaftlichen Fortschritt, sondern geradezu umgekehrt: das Aufhören der kritischen Diskussion und das Eintreten der Wissenschaft in ein Stadium des "Rätsellösens" (Kuhn 1978, p. 363). Tatsächlich besteht Wissenschaft normalerweise nicht im Problemlösen, sondern im Lösen von Rätseln (Kuhn 1978, p. 384 f., Anm. 7).

Erit das mehrmalige Scheitern einer versuchten Rätsellösung kann unter Umständen dazu führen, dass der bisherige Rahmen der Wirklichkeitsauffassung gesprengt werden muss, um eine neue Sichtweise zu gewinnen. Diese Phase der "ausserordentlichen Forschung" führt zu einer wissenschaftlichen Revolution, einem Ereignis, das jedoch selten ist, jedenfalls nicht charakteristisch, ^{ist} für das Wissenschaftstreiben. Denn "...nicht die ausserordentliche, sondern die normale Wissenschaft, in der keine Popperschen Prüfungen vorkommen, (unterscheidet) am ehesten die Wissenschaft von anderen menschlichen Unternehmungen... Wenn es ein Abgrenzungskriterium gibt (und mir scheint, man darf kein scharfes oder absolut schlüssiges suchen wollen), so dürfte es gerade in dem Teil der Wissenschaft liegen, den Sir Karl ausser acht lässt" (Kuhn 1978, p. 363). Die Wissenschaft ist nicht eine kontinuierliche Abfolge von "Conjectures and Refutations" (Popper), sondern ein diskontinuierliches Unternehmen, das sich zeitweilig verfestigen muss, damit es sich weiterentwickeln kann.

somit Kuhn verweist auf eine nicht-begriffliche Ebene der Erkenntnissuche,

von der er ausdrücklich betont, dass sie nicht individuell sei, sondern von einer Forschergemeinschaft geteilt werde. Es handelt sich um "stillschweigendes Wissen" (Polanyi), das durch Sozialisierung und nicht durch begriffliche Reflexion angeeignet wird (Kuhn 1976; 1978, pag. 382f).

Kuhn diskutiert vier Bestandteile dessen, was er "disziplinäres System" nennt, deren Charakter allerdings unterschiedlich ist: Symbolische Verallgemeinerungen (verbale oder mathematische Formeln), Modelle, Werte (wissenschaftstheoretische, methodologische Normen) und Paradigmen (Musterbeispiele einer Problemlösung). Für unsere Diskussion sind allein die Modelle von Bedeutung. Mit "Modell" meint Kuhn nicht "Belegungen" axiomatischer Systeme im Sinne der Mathematik, auch nicht Abbildungen von Wirklichkeitsbereichen (materiell, zum Beispiel ein Schiffsmodell oder ein Spielzeugauto, oder symbolisch, z.B. eine Landkarte), sondern theoretische Modelle im Sinne Black (1976). Theoretische Modelle haben eine wirklichkeit^f-konstituierende Funktion. Sie konturieren eine bekannte, aber noch nicht erkannte Wirklichkeit und machen sie dadurch erkennbar. Diese epistemische Funktion gewinnen theoretische Modelle dank ihrer metaphorischen Logik (Vgl. Black 1976, 1979). Die Logik der Metapher ist das Als-ob. Die noch nicht erkannte Wirklichkeit wird so gesehen, als ob sie einer bereits erkannten Wirklichkeit analog ist. So wurde im 19. ^{Jahrhundert} versucht, die neue Erfahrung der Elektrizität mit Hilfe mechanischer Modelle zu verstehen. Ähnliches gilt für Kelvins mechanistische Modelle oder für Bohrs Atommodell. Modelle sind "heuristische Fiktionen" (Black 1976, pag. 228), die es uns ermöglichen, die epistemische Arbeit überhaupt aufzunehmen. Ein Gebiet von dem man noch nichts weiss, wird erkundet im Licht des Wissens aus einem bereits erkannten Gebiet. Metaphorische Modelle sind damit nicht bloss eine didaktische oder heuristische Hilfe, sondern von logischer Notwendigkeit für das wissenschaftliche Handeln (Vgl. auch Hesse 1970). Modelle (in diesem Sinne) sind also nicht (materielle oder symbolische) Repräsentationen von Wirklichkeit, sondern Instrumente der Konstitution von Wirklichkeit, indem sie unerkannte Phänomene soweit erhellen, dass die detaillierte analytische Arbeit aufgenommen werden kann. Dieses "Licht" von Modellen wird von einem anderen, bereits erkannten Wirklichkeitsbereich gespeist und ist deshalb metaphorischer *Natur*. Metaphern beziehungsweise metaphorische Modelle haben demnach eine pragmatische Relevanz. Sie orientieren ² das Handeln des Forschers, indem sie einer Welt Struktur geben,

Kuhn
1976, 415

und das nie unmittelbar erfahrbare oder übersehbare Ganze einer Realität repräsentieren (Vgl. Blumenberg 1960, pag. 20). Diese ganzheitliche Leistung von Metaphern bzw. Modellen entspricht genau der Funktion, die Kuhn Modellen ^{als Elemente} der disziplinären Matrix zuschreibt. Explizit schreibt Kuhn: "... I would hazard the guess that the same interactive, similarity-creating process which Black has isolated in the functioning of metaphor is vital also to the function of models in science" (Kuhn 1979, p. 415).

(4a) Dadurch, dass Modellen eine metaphorische Logik zu Grunde liegt, bringen sie ein nicht-begriffliches Moment in die Wissenschaft ein. Das Modell der Maschine beispielsweise lässt ein mechanistisches Weltbild entstehen: Natur und Mensch erscheinen im Als-ob maschinellen Funktionierens. Dieser Gedanke ermöglicht uns eine Veranschaulichung der bisherigen Überlegungen am Beispiel der Psychologie. Was ist der Gegenstand der Psychologie? Was ist die psychische Wirklichkeit? Das Psychische wird im allgemeinen als etwas "Inneres" aufgefasst. Traxel (1968, 1969) spricht davon, dass das Psychische als ein Resultat von Diskrepanzerlebnissen erfahren werde, Diskrepanzen, die das Individuum eine subjektive ("innere") von einer objektiven ("äusseren") Wirklichkeit unterscheiden lassen. Diese Erfahrung aber genügt zweifellos nicht, um der Psychologie zu ihrem Gegenstand zu verhelfen. Denn das persönliche Erleben einer Diskrepanz ist keine ^{Erfahrung} eines konkret gegebenen Gegenstandes. Die Psychologie muss das Erleben einer Getrenntheit der Wirklichkeit in ein "Innen" und ein "Aussen" gedanklich bearbeiten, will sie einen Gegenstand gewinnen. In diesem Sinne hat bereits ein Vorläufer der modernen Psychologie, nämlich Johann Friedrich Herbart formuliert: "... der Psychologie liegt kein Stoff zum Grunde, der sich klar vor Augen legen, bestimmt nachweisen, einer regelmässig und ohne Sprung von unten aufsteigenden Abstraktion unterwerfen liesse" (Herbart 1816/1964, pag. 302). Der Gegenstand der Psychologie hat von der Psychologie konstituiert, "gemacht" zu werden (Vgl. Traxel 1976, pag. 133). Genau in diesem Sinne ist die Psychologie auf Modellbildungen angewiesen. Dem Unanschaulichen und Unbegriffenen der individuellen Diskrepanzerlebnisse *Wird* mit Hilfe

metaphorischer Modelle Struktur gegeben, wodurch der psychologische Erkenntnisprozess in Gang gesetzt werden kann. Der Psychologie ist es allerdings, noch kaum gelungen, die Diskrepanzerfahrungen in ihrer vollen Tiefe modellmässig zu erfassen. Zumeist wird die Erfahrung der Diskrepanz zwischen Innen und Aussen reduziert auf die eine Hälfte. Gegenstand der Psychologie ist dann die "innere" Wirklichkeit (das Bewusstsein oder das Unbewusste) oder das ("äussere") Verhalten. Dabei wird dann versucht, diese jeweilige als psychisch erklärte Wirklichkeit durch Modelle zu strukturieren. So wird das Bewusstsein als mechanischer Apparat verstanden, der im Sinne von Assoziationsgesetzen funktioniert, das heisst Sinnesempfindungen zu Vorstellungen etc. verbindet. Nicht anders wird im Behaviorismus das menschliche Verhalten als Resultat von Reiz-Reaktions-Verbindungen erklärt. Entsprechend dem mechanistischen Denken wird der Mensch als ein passives, reaktives Wesen verstanden, das allein aufgrund externer Kräfte aktiv wird, seien dies nun Triebe, Bedürfnisse oder physikalische Reize. Das Psychische wird erklärt durch Zerlegung des Bewusstseins bzw. des Verhaltens in seine Elemente (Empfindungen, Reize, Reaktionen). Eine Veränderung des Menschen erscheint als das Resultat einer von aussen gesteuerten und damit entweder ziellosen oder manipulierten Rekombination der Elemente. Individualität ist das Resultat der zufälligen Assoziationen der elementaren Empfindungs- bzw. Verhaltenselemente des jeweiligen Menschen. Da im Prinzip die Konstruktion des jeweiligen Menschen gewusst werden kann, sind sein Erleben und sein Verhalten auch völlig determiniert.

Mit der zunehmenden Kritik am Behaviorismus verliert das Modell des Menschen als Stimulus-Response-Maschine zunehmend an Bedeutung, was aber nicht heisst, dass das maschinelle Denken deshalb überwunden würde. Mit der Informationstheorie und dem Computer hat die Psychologie ein neues, höchst attraktives Modell des Menschen gefunden. Der Mensch erscheint nun als ein informationsverarbeitendes System (z. Bsp. Miller, Galanter und Pribram 1973); das Psychische zeigt sich als "soft-ware"; die psychologische Analyse wird verstanden in Analogie zur Entschlüsselung der Programmierung eines Computers (z. Bsp. Neisser 1974). Damit ist der Gegenstand der Psychologie erneut auf die Seite des "Inneren" verrückt. (Vgl. Boden 1979); die Ganzheit der Diskrepanzerfahrung ist nach wie vor nicht eingefangen.

Dabei können wir gerade im Falle der Computermodelle des Psychischen verdeutlichen, dass dabei nicht etwa eine Analogie die Basis des psychologischen Erkenntnisprozesses bildet, sondern eine Metapher. Die "soft-ware" eines Computers und der menschliche Geist lassen sich gerade nicht unabhängig voneinander untersuchen, und nachträglich einander strukturell gleichsetzen. Der Computer ist nicht eine Analogie des menschlichen Bewusstseins, sondern eine Metapher: Der Psychologe tut so, als ob der menschliche Geist im Sinne der Programmabläufe eines Computers organisiert sei. Dabei sehen wir auch, dass der empirisch arbeitende Psychologe nicht sein Modell des Menschen als Computer überprüft, sondern die aus seinem Modell abgeleiteten theoretischen Aussagen. Empirische Daten psychologischer Forschung können niemals das Modell bestätigen, unter dessen Voraussetzung sie gewonnen worden sind. Modelle ermöglichen eine "Lektüre" der Erfahrung, allerdings nicht bloss eine formal angeleitete (wie bei Piaget 1974), sondern eine inhaltlich (im Sinne des Modelles) angeleitete. Empirische Forschung im Bereich der kognitiven Psychologie, die sich auf die Computermetapher

stützt, ist eine Lektüre der psychischen Wirklichkeit wie sie im Lichte der Computermeta-^{eine}phorik erscheint. Sie ist aber nicht eine Bestätigung (oder ^{Widerlegung}) des Modells.

Damit stellt sich die Frage, ob die Psychologie und die Wissenschaft überhaupt ^{sich} jemals ihrer metaphorischen Modelle entledigen können, um der Wirklichkeit als solcher gegenüber zu treten. Ich möchte diese Frage nicht leichtfertig bei Seite schieben, bin aber der Meinung, dass sie möglicherweise falsch gestellt ist. Die Idee einer sukzessiven Annäherung der Erkenntnis an die Wirklichkeit, wie sie noch in Poppers etwas unklarem Konzept der Wahrheitsähnlichkeit impliziert ist, setzt eine starke empirische Methodologie voraus. Genau dies ^{Stärke}, aber wird in zunehmendem Masse fraglich. Die Möglichkeit empirischer ^{zunehmend} Erkenntnis wird nicht zuletzt dank Popper selbst ^{skeptischer} eingeschätzt. Es braucht nur auf Feyerabend (1976) radikale Destruktion einer allgemeinen empirischen Methodologie verwiesen zu werden oder auf van Orman Quines (1963) Kritik der empiristischen Dogmen. Aber auch Thomas Kuhn verweist mit Nachdruck darauf, dass "wissenschaftliche Theorien... nur an einzelnen Punkten mit der Natur Kontakt (haben)" (Kuhn 1978, pag. 381). Und selbst in der

Psychologie findet die Erkenntnis, "...dass das Kriterium der empirischen Rechtfertigung kein hinreichender Gesichtspunkt für die Theoriebewertung ist" (Hermann 1976, pag.154) zunehmende Zustimmung. Das kann nicht heissen, dass die empirische Forschung als solche disqualifiziert ist; allein deren Tragweite steht zur Diskussion. Die Frage ist also, ob sich das Als-ob, das der Verwendung von Modellen zu Grunde liegt, auflösen lässt, so dass an ^{die} Stelle einer metaphorischen eine wörtliche Erkenntnis tritt.

(46) Ich glaube, dass es der Psychologie verwehrt ist, diese Wörtlichkeit zu erreichen. Die Psychologie muss ihren Gegenstand konstituieren und diese Konstitution ist metaphernfrei nicht zu leisten. Diese These möchte ich im Folgenden an einem Beispiel belegen. Meine Argumentation dürfte um so überzeugender ausfallen, je weniger offensichtlich das Beispiel meiner These entspricht. Ich wähle deshalb Skinners Paradigma der operanten Konditionierung. Skinners Wissenschaftsverständnis ist der hier postulierten These einer konstitutiven metaphorischen Basis psychologischen Erkennens diametral entgegengesetzt. Skinner vertritt eine induktivistische Wissenschaftsauffassung, die glaubt, voraussetzungs- und theoriefrei vorzugehen. Ausgangspunkt seiner Argumentationen sind experimentelle Daten über Verhaltensmerkmale in streng kontrollierten Beobachtungssituationen (Vgl. Werner und Butollo 1977). Auf diese Weise wird eine optimal kontrollierte Untersuchungssituation gewährleistet, so dass sich Daten als "reine" Beobachtungen ergeben. Die einzige Voraussetzung seines Tuns, die Skinner eingesteht, ist die, dass die Wirklichkeit geordnet ist:

"So far as I can see, I began simply by looking for lawful processes in the behavior of the intact organism. ... I had the clue from Pavlov: control your conditions and you will see order" (Skinner 1972, p. 104).

Skinner arbeitet mit dem Konzept der Veränderung der Reaktionsrate bzw. der Auftrittswahrscheinlichkeit eines Verhaltens. Ein Verhalten, auf das Reize folgen, die dieses Verhalten verstärken, tritt in späteren, ähnlichen Situationen häufiger auf. Die experimentelle Anordnung, die Skinner verwendet, ermöglicht es, solche Veränderungen der Reaktionsrate kumulativ aufzuzeichnen. Skinner sieht in diesen Aufzeichnungen eine Visualisierung der zeitlichen Aspekte des Verhaltens (Skinner 1956, pag.229). Die Effekte eines experimentellen **Treatments**

sind genauso unmittelbar sichtbar wie die Konstriktion eines Kapillargefäßes unter einem Mikroskop (ebendapag. 230). Forschung ist ein blosses Sehen: "... our scientific practice is reduced to simple looking" (Skinner 1972, p. 117).

Die Wissenschaft ist keine Abfolge sorgfältig geplanter experimenteller Schritte mit wohl definiertem Anfang und Ende (Skinner 1956, pag 232). Skinner widerspricht den Rekonstruktionen des wissenschaftlichen Handelns, wie sie die Wissenschaftstheoretiker vorlegen. Entschieden wendet er sich gegen die hypothetisch-deduktive Methode: "I never faced a Problem which was more than the eternal problem of finding order. I never attacked a problem by constructing a Hypothesis. I never deduced Theorems or submitted them to Experimental Check. So far as I can see, I had no preconceived Model of behavior - certainly not a physiological or mentalistic one and, I believe, not a conceptual one" (Skinner 1972, p. 112).

Kein Modell und keine Theorie liegen seiner Forschung zu Grunde. "Ein Gebiet wie die systematische Analyse von Verstärkungskontingenzen erfordert keine Theorie.... Die experimentelle Verhaltensanalyse befasst sich nicht mit der Erprobung von Theorien, sondern mit der direkten Modifikation von Verhalten" (Skinner 1974, pag. 76, 89). Skinners einzige Voraussetzung ist die Annahme, dass das Verhalten Ordnung aufweist, ^{und} die Ausweitung der Suche nach Ordnung ist seine einzige Forschungsmotivation: "If I engaged in Experimental Design at all, it was simply to complete or extend some evidence of order already Theoretische Formulierungen ist Skinner nur in so weit bereit anzuerkennen, als sie eine ^{formale} begrifflich minimale Zusammenfassung (observed" (Skinner experimenteller Daten sind. Die verwendeten Begriffe haben auf derselben Ebene zu liegen wie die Beobachtungen, d.h. es haben ausschliesslich Verhaltensbegriffe zu sein. (1972, p. 117).

Wie wenig der Glaube an Ordnung die einzige Voraussetzung ist, die Skinner macht, zeigt schon die Tatsache, dass er die Psychologie als Verhaltenswissenschaft versteht. Noch und noch argumentiert Skinner gegen Erklärungen psychischer Phänomene durch Rekurs auf "innere" Prozesse oder Zustände. Sowohl physiologische wie kognitive oder "mentalistiche" Theorien werden abgelehnt. Gegenstand der Psycholo-

gie ist das Verhalten (Vgl. unten), und jedes Verhalten hat auf der Verhaltensebene erklärt zu werden. Es ist nicht ganz klar, was Skinners hauptsächliches Argument für diese Erklärungsstrategie ist. Ein wesentlicher Faktor bildet sicher sein positivistisch-induktivistisches Wissenschaftsverständnis, das sich über die "Sichtbarkeit" der relevanten Daten begründet (Vgl. oben). "Innere" Zustände und Prozesse aber sind nicht sichtbar und damit wissenschaftlich nicht zugänglich.

Dazu kommt ein eher ontologisches Argument, das eine einheitlich beschaffene Wirklichkeit postuliert. "Mentale" Phänomene werden als Momente einer anderen Wirklichkeit gesehen als der Wirklichkeit des Verhaltens. Skinner leugnet zwar die Existenz subjektiver bzw. privater Erfahrungen nicht, jedoch sieht er in ihnen lediglich Epiphenomene der Verhaltenswirklichkeit. "I do not believe that there is a world of mentation or subjective experience that is being, or must be, ignored. One feels various states and processes within one's body, but these are collateral products of one's genetic and personal histories" (Skinner 1977, p. 380). "... what is felt or introspectively observed is not some nonphysical world of consciousness, mind, or mental life but the observer's own body" (Skinner 1976, p. 18f.).

Was Menschen über sich sagen, über ihre Gefühle, Bedürfnisse, Gedanken etc., ist genau so wie ihr (sonstiges) Verhalten eine Funktion früherer Verstärkungen. "An adequate science of behavior must consider events taking place within the skin of the organism, not as physiological mediators of behavior, but as part of behavior itself. It can deal with these events without assuming that they have any special nature or must be known in any special way. The skin is not that important as a boundary. Private and public events have the same kinds of physical dimensions" (Skinner 1964, p. 84).

" Ein privates Ereignis unterscheidet sich durch seine begrenzte Zugänglichkeit, aber nicht -so weit wir wissen - durch irgendeine spezielle Struktur oder Natur" (Skinner 1953, pag. 257).

Die identischen "physikalischen Dimensionen" privater wie öffentlicher Ereignisse, von denen Skinner spricht, verweisen auf die "Beschaffenheit" der Wirklichkeit wie sie Skinner sieht. Der "Stoff" der Wirklichkeit ist einheitlich und physikalisch, zumindest jedenfalls physikalisch messbar. "No special kind of mind stuff is assumed.

A physical world generates both physical action and the physical conditions within ^{the} body to which a person responds when a verbal community arranges the necessary contingencies" (Skinner 1976, p. 242).

Das, was introspektiv erfahren wird, ist "...eine physikalische Teilverfassung des Körpers ..." (Skinner 1974, pag. 220). Das Verhalten wird deshalb als psychologischer Gegenstand gewählt, weil es physikalischer Natur ist. Die Variablen, die einer wissenschaftlichen Analyse unmittelbar zugänglich sind, liegen ausserhalb des Organismus und besitzen einen "physikalischen Status" (Skinner 1973, pag. 38). "...sie ermöglichen es, Verhalten ebenso zu erklären, wie andere Gegenstände der Wissenschaft erklärt werden" (ebda). Die funktionale Analyse ist ein Verfahren, das das Verhalten "...als abhängige Variable spezifiziert und sich darüber aufgrund von mess- und manipulierbaren physikalischen Bedingungen Rechenschaft ablegen will" (ebda pag. 47). "Eine experimentelle Analyse beschreibt Stimuli in der Sprache der Physik" (Skinner 1974, pag. 73). Das Verhalten ist ein Bestandteil der allein existierenden physikalischen Wirklichkeit und kann mit Hilfe naturwissenschaftlicher Methoden erforscht werden. Das "Innere" wird zu einer Pseudowirklichkeit, die folglich als Kollateral oder Epiphänomen der äusseren Wirklichkeit behandelt wird.

Allein schon aus diesem Grund kann das Selbstverständnis eines Menschen keine Instanz psychologischer Erklärungen sein. Wie jedes Verhalten ist auch das reflexive Verhalten gelernt und steht damit unter der Kontrolle von Umweltvariablen (Skinner 1976, pag. 36). Es ist dem übrigen Verhalten "aufgepfropft" und "...spielt bei der Determinierung der Handlung keine Rolle" (Skinner pag. 462). "Selbsterkenntnis ist höchstens ein Nebenprodukt von Kontingenzen; sie ist keine Ursache des durch diese Kontingenzen erzeugten Verhaltens" (Skinner 1974, pag. 165). Folglich gibt es kein "Ich", keine "Person" bzw. -in Skinners eigener Sprache - keinen "Homunkulus".

"In a behavioral analysis a person is an organism, a member of the human species, which has acquired a repertoire of behavior. ...

A person is not an originating agent; he is a locus, a point at which many genetic and environmental conditions come together in a joint effect. As such, he remains unquestionably unique. No one else (unless he is an identical twin) has his genetic endowment, and without exception no one else has his personal history. Hence no one else will behave in precisely the same way." (Skinner 1976, p. 184, 185).

Diese Argumentation wird überlagert von Skinners Kausalitätsverständnis. Ist die Wirklichkeit einheitlich und physikalisch, so muss es eine Kausalreihe geben von "ausßen" nach "innen" und wieder nach "ausßen". Eine Kausalerklärung hat auf das "erste" Glied zurückzugehen, und darf nicht beim "zweiten" Glied halt machen. Es ist jedoch keineswegs ausgemacht, dass das "erste" Glied "ausßen" sein muss. Der Humane Kausalitätsbegriff, auf den Skinner hier rekurriert (Vgl. Kraiker 1980), gibt keine Möglichkeit, eine "erste" Ursache zu identifizieren. So findet sich dann bei Skinner noch eine weitere Argumentation zu Gunsten des Verhaltens als Gegenstand der Psychologie. Skinner operiert hier mit dem Begriff der Kontrolle. Auch wenn gezeigt werden könnte, dass bestimmte Verhaltensweisen auf "innere" Faktoren zurückzuführen sind, sei diese Tatsache nur von begrenzter Bedeutung. Denn sie ist "ziemlich wertlos" bei experimentellen Analysen oder praktischen Kontrollen, da "innere" Faktoren nicht mehr beeinflusst werden können (Skinner 1973, pag. 33f). So lange das zweite Glied der Kausalkette nicht beeinflusst werden kann, ist es ohne Nutzen für eine Verhaltenssteuerung (ebda pag. 40). So kommt Skinner zum Schluss: "A scientific analysis of behavior must, I believe, assume that a person's behavior is controlled by his genetic and environmental histories rather than by the person himself as an initiating, creative agent ..." (Skinner 1976, p. 208). "A science of behavior must eventually deal with behavior in its relation to certain manipulable variables" (Skinner 1972, p. 70).

Skinners Interesse ist also nicht das Verhalten schlechthin, sondern das kontrollierbare bzw. manipulierbare Verhalten. Dass dem in der Tat so ist, zeigt sich insbesondere an der "Definition" der operanten Konditionierung. Ein Operant (als eine Klasse bestimmter "Reaktionen") wird von Skinner definiert durch dessen Konsequenzen. "... Ein Operant (wird) durch einen Effekt definiert, der physikalisch spezifiziert werden kann..." (Skinner 1973, pag. 69). Effekte, die eine Veränderung der Auftretenswahrscheinlichkeit einer Klasse von Verhaltensweisen bewirken, bestimmen diese Verhaltensklasse als operantes Verhalten. Ein Operant ist also eine Klasse "emmittierten" Verhaltens, deren Auftretenswahrscheinlichkeit durch Verstärkung erhöht werden kann. Es ist folglich keine Beschreibung von Wirklichkeit, sondern eine Definition. Wenn Skinner schreibt: "Bei der 'operanten Konditionierung' verstärken wir einen Operant so, dass wir eine Reaktion wahrscheinlicher oder faktisch häufiger machen" (Skinner 1973, pag. 70).

Diese Definition der operanten Konditionierung verlangt nach einer Präzisierung des Begriffs der Verstärkung. Skinner schreibt, es werde "...gewöhnlich angenommen, Verstärker könnten unabhängig von ihrem Effekt auf einen bestimmten Organismus erkannt werden. So wie wir hier den Begriff benutzen, besteht jedoch das einzige definierende Merkmal eines verstärkenden Stimulus darin, dass er verstärkt. Die einzige Möglichkeit, um heraus zu finden, ob ein gegebener Vorgang einen gegebenen Organismus unter gegebenen Bedingungen verstärkt oder nicht, ist die des direkten Tests. Wir beobachten die Häufigkeit einer ausgewählten Reaktion, lassen einen Vorgang auf sie einwirken und verfolgen dann jede Veränderung der Häufigkeit. Tritt eine solche Veränderung ein, so klassifizieren wir den Vorgang seinem Effekt nach und unter den gegebenen Bedingungen als verstärkend für den Organismus" (Skinner 1973, pag. 76). Mit anderen Worten: Ein Verstärker ist ein Ereignis, das einem operanten Verhalten folgt und die Auftretenswahrscheinlichkeit dieses Verhaltens erhöht. Damit aber sind "Operant" und "Verstärkung" zirkulär definiert. Die Zirkularität von Skinners Definitionen der Grundbegriffe des operanten Konditionierens ist schon verschiedentlich festgestellt worden (z. Bsp Chomsky 1959, Westmeyer 1973). Sie lässt sich offensichtlich nicht vermeiden. Daraus ergibt sich, dass das "Effektgesetz", d. h. das Paradigma der operanten Konditionierung, keinen theoretischen Status hat, da es empirisch haltlos ist (Vgl. Westmeyer 1973, pag. 54f).

Was aber ist dann die Funktion dieses "Gesetzes"? Es ist ^{in. E.} ein Instrument der Gegenstandskonstitution. Die ^{zirkuläre} "Definition" von operanter Konditionierung und Verstärkung hat die Funktion, jenes Verhalten zu identifizieren, das durch kontingente Ereignisse modifizierbar ist und all jenes Verhalten aus dem Bereich der Verhaltenspsychologie ^z auszuklammern, das dieses Kriterium nicht erfüllt. Das "Effektgesetz" ist keine "Regel für die Verstärkung von Verhalten" (Skinner 1973, pag. 84), jedenfalls nicht nur, sondern zu aller erst eine Regel zur Identifikation von Verhalten: Veränderbar ist jenes Verhalten, das verstärkt werden kann, und verstärkt werden kann jenes Verhalten, das veränderbar ist. Die zirkuläre Definition der Grundbegriffe hat die Funktion, den Gegenstand der Verhaltenspsychologie festzulegen, und dieser Gegenstand ist jenes Verhalten, das durch kontingente Verstärkung verändert werden kann.

Skinner's "Definition" seiner Grundbegriffe hat also den Charakter einer (kaschierten) Gegenstandsbestimmung und ist damit eine

Voraussetzung seiner Forschung. Damit erweist sich auch das Moment der Kontrolle bzw. der Kontrollierbarkeit des Verhaltens, auf das Skinner so grosses Gewicht legt, nicht in erster Linie als eine Erkenntnis seiner Forschung, sondern als Voraussetzung eben dieser Forschung. Zweifellos sind Skinner's Forschungsarbeiten Belege für die Kontrollierbarkeit von Verhalten; niemals aber lassen sie die Konsequenz ziehen, jedes Verhalten sei kontrollierbar und habe folglich kontrolliert zu werden. Wenn Skinner behauptet "die" Wissenschaft erkläre Verhalten letzten Endes in Begriffen von Ursachen bzw. Bedingungen, die ausserhalb des Individuums liegen (Skinner 1972, pag. 3), dass es dem Menschen unmöglich sei, der Kontrolle durch Umweltfaktoren zu entfliehen (Skinner 1976, pag. 209), und dass dies "die" wissenschaftliche Konzeption des Menschen sei (Skinner 1972, pag. 11), so beschreibt er damit die Voraussetzungen, von denen er ausgeht, nicht aber Erkenntnisse seiner Forschung.

Skinner behauptet, der Behaviorismus dehumanisire den Menschen nicht; vielmehr beschreibe er ihn, so wie er sei. (Skinner 1976, pag. 363). Wie dieser Mensch aber aussieht, nachdem er mittels der behavioristischen Analyse in seiner "eigentlichen" Wirklichkeit erfasst worden ist, mag das folgende Zitat veranschaulichen:

" Every

discovery of an event which has a part in shaping a man's behavior seems to leave so much the less to be credited to the man himself; and as such explanations become more and more comprehensive, the contribution which may be claimed by the individual himself appears to approach zero. Man's vaunted creative powers, his original accomplishments in art, science, and morals, his capacity to choose and our right to hold him responsible for the consequences of his choice—none of these is conspicuous in this new self-portrait. Man, we once believed, was free to express himself in art, music, and literature, to inquire into nature, to seek salvation in his own way. He could initiate action and make spontaneous and capricious changes of course. Under the most extreme duress some sort of choice remained to him. He could resist any effort to control him, though it might cost him his life. But science insists that action is initiated by forces impinging upon the individual, and that caprice is only another name for behavior for which we have not yet found a cause" (Skinner 1972, p. 7 f.).

Damit ist der "Homunkulus" vertrieben. Damit sind aber auch die humanistischen Ideale der Persönlichkeitsbildung, der Freiheit, Verantwortung und Menschenwürde zerschlagen. Freiheit und Würde reduzieren sich auf Gefühle von Freiheit und Würde (Skinner 1977, pag. 381). "I believe that a scientific formulation of human behavior can help us maximize feelings of freedom and dignity" (ebd.).

Die Idee der Freiheit ist gefährlich, da sie die Illusion schafft, der Mensch könne äusseren Kontrollen entfliehen. Insbesondere in der Schule grassiert diese falsche Philosophie: "We have been too ready to assume that the student is a free agent, that he wants to learn, that he knows best what he should learn, that his attitudes and tastes should determine what he learns, and that he should discover things for himself rather than learn what others have already discovered" (Skinner 1972, p. 234f.). "Students are not literally free when they have been freed from their teachers. They then simply come under the control of other conditions, and we must look at these conditions and their effects if we are to improve teaching" (Skinner 1978, p. 143). Da Freiheit nicht möglich ist, weil es sie nicht gibt, ist die Kontrolle zu optimieren: "The natural, logical outcome of the struggle for personal freedom in education is that the teacher should improve his control of the student rather than abandon it" (Skinner 1978, p. 147).

Diese globalen Konsequenzen, die Skinner im Bereich menschlichen Verhaltens zieht, lassen sich keinesfalls allein mit seinen empirischen Erkenntnissen rechtfertigen. Sie sind vielmehr eine Folge seiner Gegenstandsbestimmung, die per definitionem nur jenes Verhalten zulässt, das von "ausser" kontrollierbar ist.

Sie zeigen im übrigen eine weitere Voraussetzung, die Skinner trifft, nämlich jene der strukturellen Identität tierischen und menschlichen Verhaltens. Die Bestimmung des Gegenstandes der Skinnerschen Psychologie als jenes Verhalten, das über kontingent verabreichte Verstärkungen verändert werden kann, und sich mit physikalischen Methoden messen lässt, ist einer biologischen Systematik gegenüber insensitiv. Insbesondere ist eine qualitative Differenz zwischen tierischem und menschlichem Verhalten nicht fassbar. Eventuelle Unterschiede sind eine Folge der Komplexität (Skinner 1973, pag. 44). Folglich legt es sich nahe, die Grundprinzipien des operanten Konditionierens an einfachen Lebewesen zu erforschen, da dabei die methodischen Erfordernis-

se der experimentellen Analyse leichter realisierbar sind.

Diese Einebnung der Tier-Mensch-Differenz lässt sich als reduktionistisch bezeichnen, wobei allerdings beachtet werden muss, dass es sich nicht um einen Reduktionismus der psychologischen auf die physiologische oder die physikalische Wirklichkeit handelt, sondern um eine Reduktion der spezifisch menschlichen Möglichkeiten auf eine allgemeine Verhaltensebene.

Diese Auseinandersetzung mit Skinners Paradigma der operanten Konditionierung zusammenfassend lässt sich das Gefüge an Voraussetzungen, das Skinners Denken, entgegen seinem Selbstverständnis, zu Grunde liegt, als mechanistisch bezeichnen. Das mechanistische Weltbild basiert auf den Prinzipien des Atomismus, des Determinismus, der Additivität bzw. des äusseren Zusammenhanges der Elemente, der Passivität, der grundsätzlichen Wissbarkeit des Gesamtzustandes eines Systems zu jedem beliebigen Zeitpunkt, der Prognostizierbarkeit, des Reduktionismus, der Machbarkeit und der klaren Subjekt-Objekt-Trennung zwischen Forscher und Gegenstand (Vgl. Herzog 1983; Reese und Overton 1970). Es sind dies die Prinzipien, die das Funktionieren einer Maschine ausmachen, sodass sich auch von einem maschinellen Modell sprechen lässt. Das Moment der Passivität scheint nicht ganz zu Skinners Paradigma zu passen, da ein Operant "spontan" emittiert wird. Doch Skinner macht lediglich keine Aussage darüber, wie ein Operant zu stande kommt, da er allein an den Verstärkungskontingenzen interessiert ist. Grundsätzlich aber ist auch ein Operant reizgesteuert (Vgl. Werner und Butollo 1977). Die Machbarkeit oder Manipulierbarkeit ist eindeutig ein (vorausgesetztes) Grundprinzip des operanten Paradigmas. Es ist nichts anderes als die Konsequenz der Kontrollierbarkeit des Verhaltens. Der Nachweis von immer mehr kausalen Beziehungen lässt die praktische Konsequenz nicht umgehen, dass es möglich sein sollte "...to produce behavior according to plan simply by arranging the proper conditions" (Skinner 1972, p. 3). "Wenn wir erst einmal die besondere Art einer Folgeerscheinung, die wir Verstärkung nennen, hergestellt haben, erlauben es unsere Methoden, das Verhalten eines Organismus fast beliebig zu formen" (Skinner 1974b, pag 247). Erziehen und Unterrichten werden zu einer Frage der Verhaltenstechnologie (Skinner 1972, pag 218, 223).

Angesichts dieser Konzentration mechanistischer Grundannahmen kann es nicht erstaunen, dass Skinner auf die Frage stösst, ob zwischen Mensch und Maschine überhaupt ein Unterschied besteht. Maschinen werden gemacht, hergestellt, aus elementaren Bestandteilen zusammengesetzt. Menschliches Verhalten scheint genauso "produziert" zu werden: als Konglomerat von elementaren Verhaltensweisen, die je unter spezifischen Verstärkungen von "ausser" stehen. Die Gesamtheit menschlichen Verhaltens, "hinter" dem ja keine "Person" steht, lässt sich als zusammengesetzt aus elementaren Verhaltensweisen verstehen. Zwischen dem Bau einer Maschine und der Formung des Gesamtverhaltens eines Menschen besteht letztlich kein Unterschied. Noch vorsichtig heisst es zunächst: "Wenn wir die äussere Aehnlichkeit von Verhalten unberücksichtigt lassen, können wir sagen, dass sich Automaten tatsächlich sehr menschenähnlich verhalten" (Skinner 1974a, pag. 237). Sie ermitteln, identifizieren und klassifizieren Stimuli. Sie speichern und rufen Information ab. Sie lernen und lehren. Sie lösen Probleme und spielen Spiele. Sie verhalten sich als Mitglieder eines Sozialsystems, in dem andere Mitglieder auch Maschinen sein können. Wir behandeln sie wie Menschen, indem wir sie 'unterweisen' und ihnen 'Fragen stellen', und wir beachten ihre Antworten. Wir tun sogar das, was sie uns befehlen" (Skinner 1974a, p. 237). Bald aber bleibt nur noch die äussere, topographische Verschiedenheit als alleiniger Unterschied zwischen Mensch und Maschine zurück. Mensch und Maschine "...sind unterschiedlich gebaut. Der eigentliche Unterschied liegt in der Zusammensetzung. Wollte eine Maschine menschliche Gefühle haben, müsste sie menschliche Dinge zum Fühlen haben. Um sich ihrer selbst so bewusst zu sein, wie sich ein Mensch seiner selbst bewusst ist, müsste eine Maschine das sein, dessen sich ein Mensch bewusst ist. Sie müsste wie ein Mensch gebaut sein und wäre selbstverständlich ein Mensch. Sie würde sich wie ein Mensch verhalten, und ihr Verhalten würde Reaktionen auf sich selbst einschliessen, die so geartet wären, dass wir sie als bewusst bezeichnen würden" (ebda. pag. 243f). Daraus folgt: "Der Mensch ist eine Maschine, allerdings eine ungeheuer komplexe" (ebda. pag. 244). Damit bestätigt sich in Skinners eigenen Worten, dass seiner Verhaltenspsychologie ein implizites Modell des Menschen zu Grunde liegt, das sich in der These zusammenfassen lässt, der Mensch sei eine Maschine. Der Mensch wird ^{lasse} gesehen als ob er eine Maschine ^{sei}, als ob er sich analysieren ^{lässe} wie eine Maschine und als ob man ihn konstruieren ^{könnte} wie eine Maschine.

Doch dieses "als ^{ob}" wird von Skinner unterschlagen. Skinner sagt nicht, er betrachte den Menschen als ob er eine Maschine sei; vielmehr ist der Mensch eine Maschine (Skinner 1974a, pag. 244). Ist jedoch meine Argumentation richtig, so missversteht sich Skinner. Der Mensch erscheint nicht als Resultat der Skinnerschen Forschung als eine Maschine, sondern umgekehrt beruht Skinners Forschung auf der Voraussetzung, der Mensch sei eine Maschine. Skinner "sieht" in seinem experimentellen Setting nicht reines Verhalten; vielmehr sieht er Verhalten in den Konturen einer maschinellen Gegenstandskonzeption.

Damit aber liegt auch Skinners Forschung eine Metapher zu Grunde, die Metapher nämlich, menschliches Verhalten so zu sehen, als ob es maschinell funktioniere. Was ist daher von Sätzen wie den folgenden zu halten?: "... if modern science is still occasionally metaphorical, we must remember that theorywise it is also still in trouble" (Skinner 1972, p. 241).

"Bei der Darstellung der Beziehungen, die durch eine experimentelle Verhaltensanalyse entdeckt werden, verwendet man kaum Metaphern oder Analogien, die anderen Wissenschaftsbereichen entstammen. ... Der Vorteil einer Darstellung von Prozessen ohne Einbeziehung von Metaphern, Landkarten oder hypothetischen Strukturen besteht darin, dass man nicht durch einen falschen Sinn für Ordnung oder Genauigkeit irregeführt wird" (Skinner 1974a, pag. 77). Doch Metaphern haben eben genau diese Funktion: Ordnung zu stiften. Die Ordnung, die Skinner im Verhalten zu "sehen" glaubt, ist eine konstituierte Ordnung, ^{eine Ordnung,} die durch die Metapher der Maschine gestiftet ist.

Metaphern haben eine epistemische Funktion insofern sie den Gegenstand der Psychologie modellieren und den psychologischen Erkenntnisprozess in Gang setzen. Im Rahmen des vom metaphorischen Modell abgesteckten Rahmens vermag die empirische Forschung Wissen aufzubringen. In diesem Sinne sind Skinners experimentelle Arbeiten echte Beiträge zur psychologischen Wissenschaft. Sie erbringen zwar keine Bestätigung des mechanistischen Modells, jedoch vermögen sie nachzuweisen, dass es menschliches Verhalten gibt, das maschinell funktioniert oder funktionieren kann. Der Erfolg der Skinnerschen Experimente bestätigt die "Griffigkeit" der Maschinenmetapher im Bereich tierischen (und menschlichen) Verhaltens.

(5a)

Es gibt andere Bereiche der Psychologie, wo die Tragweite einer Metapher nicht in diesem Ausmass empirisch untersucht wird. Zu denken ist beispielsweise an psychotherapeutische Theorien. So wird etwa in der Gestalttherapie eine Terminologie verwendet, die von der Gestaltpsychologie übernommen wird, die aber nicht von einem entsprechenden empirischen Wissen gestützt wird.

Was die Gestaltpsychologie anbelangt, so lässt sich auch ihr - wie Skinner - eine metaphorische Gegenstandskonzeption nachweisen. Nehmen wir als Beispiel Lewins Plädoyer für eine Umorientierung der Psychodynamik. Lewin (1930) zieht einen Vergleich zwischen der aristotelischen und der galileischen Physik und dert von der Psychologie einen analogen Fortschritt. Der Triebbegriff wird zurückgewiesen, weil er einer aristotelischen Begriffsbildung entspricht. Triebe werden, entsprechend der aristotelischen Auffassung, wonach jeder Gegenstand ein wesensmässiges "Vermögen" hat, das zu vollenden er anstrebt, als psychodynamische Grössen verstanden, die ihr Ziel in sich selbst haben, das sie zu verwirklichen streben. Problematisch ist ^{für} Lewin nicht, dass der Trieb eine gerichtete, vektorielle Grösse ist, sondern dass diese Gerichtetheit vollkommen festgelegt ist. In der modernen Physik beruht das Auftreten physikalischer Vektoren "... allemal auf einem Zueinander mehrerer physikalischer Fakten, insbesondere auf einer Beziehung des Gegenstandes zur Umgebung" (Lewin 1930,

p. 452). Diese galileische Denkweise hat auch die Psychologie zu übernehmen. Die Psychodynamik ist nicht mehr als Folge eines Triebgeschehens zu analysieren, sondern als Funktion einer Individuum und Umgebung umfassenden Gesamtsituation (ebd., p. 454). "Die Dynamik des Geschehens ist allemal zurückzuführen auf die Beziehung des konkreten Individuums zur konkreten Umwelt und, soweit es sich um innere Kräfte handelt, auf das Zueinander der verschiedenen funktionellen Systeme, die das Individuum ausmachen" (ebd., p. 465). Menschliches Verhalten wird als Funktion einer wechselseitigen Beeinflussung "innerer" und "äusserer" Gegebenheiten erklärt.

Auch bei Lewins Argumentation kann es sich nicht um ein Analogisieren handeln. Es ist nicht so, dass das Psychische als bereits Erkanntes im nachhinein mit dem Physischen als ebenfalls Erkanntes zusammengebracht wird, um auf deren analoge Struktur aufmerksam zu machen. Vielmehr wird die psychische Dynamik als alltäglich bekanntes, aber noch nicht wissenschaftlich erkanntes Phänomen mit Hilfe einer Metapher (dem Feldbegriff der modernen Physik) so konstituiert, dass die psychologische Erkenntnistätigkeit in Angriff genommen werden kann. Wie bei Skinner folgt dieser Gegenstandskonstitution auch bei Lewin empirische Forschungsarbeit, die als Beleg der Fruchtbarkeit dieses Modells verstanden werden kann, nicht aber als Bestätigung der ontologischen Implikationen des Modells gelten darf.

Gehen wir von der Gestaltpsychologie zur Gestalttherapie, so sieht es anders aus. Die Rede von Gestalten, Figur/Grund-Phänomenen, autochthonen Prozessen, Prägnanzstufen etc. im Bereich des psychotherapeutischen Geschehens bleibt nämlich ein "bloss" metaphorisches Verhalten. Wenn etwa Walter (1977) das therapeutische Feld mit Hilfe gestaltpsychologischer "Gesetze" zu strukturieren versucht, so stellt er nicht mehr als eine Terminologie bereit.

Empirisch hat sich die Gestaltpsychologie vorwiegend an Wahrnehmungs- und Denkphänomenen entwickelt und in diesen Bereichen unbestreitbar die Fruchtbarkeit des Gestaltbegriffs belegen können. Darüberhinaus aber, insbesondere in den Bereichen der Persönlichkeits-, der Sozial- und der klinischen Psychologie, ist die Rede von Gestalten, Gestaltgesetzen etc. zunächst nicht mehr als eine diskutierbare Metapher. Der Psychotherapeut, der in seinem Handlungsfeld „Gestalten“ perzipiert, ist mit einer bestimm-

ten Sichtweise ausgestattet, die ihm helfen mag, seine Wahrnehmungen zu ordnen und sein Handeln zu vereinfachen. Einen theoretischen oder empirischen Gehalt jedoch hat die Gestaltmetapher nicht. Jedenfalls enthalten Gestalt-„Gesetze“, deren Gültigkeit im Bereich des Wahrnehmens belegt ist, keinerlei *Wissen* über Bedingungen der sozialen Interaktion oder der Persönlichkeitsdynamik.

Was sagen Gestaltprinzipien wie jene der Gleichartigkeit, der Nähe, des "gemeinsamen Schicksals", der Geschlossenheit, des glatten Verlaufs etc., die aus der Wahrnehmungspsychologie stammen, über die Persönlichkeitsdynamik aus? Walter versteht das aus diesen Prinzipien verallgemeinerte "Gesetz der guten Gestalt" als "existentielles Fundament" der gestalttheoretischen Psychologie und Psychotherapie. Es besagt, "... dass dem Menschen Kräfte innewohnen, die ihm prinzipiell zur Bewältigung des Lebens befähigen und dass er vom Beginn seiner Existenz an mit der Bereitschaft lebt, diese Kräfte auch einzusetzen" (Walter 1977, p. 121). Damit aber ist lediglich eine modelltheoretische Aussage über die menschliche Persönlichkeit gewonnen, zweifellos aber nicht eine Erkenntnis über deren Funktionieren.

Genauso metaphorisch ist es, wenn Perls das in einem bestimmten Moment dominierende Bedürfnis als "Figur" von den anderen Bedürfnissen als "Grund" abhebt, oder wenn er das menschliche Leben als eine unendliche Abfolge unvollendeter Situationen bzw. unvollständiger Gestalten bezeichnet (vgl. Henle 1978, p. 26f.). Die gestalttheoretische Terminologie, angewandt auf psychotherapeutische Prozesse, eröffnet zwar eine bestimmte (neue) Perspektive auf das therapeutische Geschehen und hat insofern eine potentielle epistemische Funktion. Sie macht aber noch keinerlei Wissen aus. Es scheint mir etwas überspitzt, mit Henle zu folgern, "... that there is no substantive relation between Gestalt psychology and gestalt therapy" (Henle 1978, p. 25), denn zumindest terminologisch ist die Gestalttherapie an der Gestaltpsychologie orientiert, eine Orientierung, der eine metaphorische Basis zugrundeliegt. Allerdings haben wir mit der Gestalttherapie ein Beispiel vor uns, wo eine Metapher in epistemischer Funktion verwendet wird, ohne dass die entsprechende epistemische Tätigkeit aufgenommen wird.

(56) Diese Kritik gilt allerdings nicht allein für die Gestalttherapie. Sie findet eine Parallele in der Verhaltenstherapie. Die Verhaltenstherapie versteht sich - zumindest in ihren ersten Begründungsversuchen - als Anwendung verhaltenstheoretischer Erkenntnisse im therapeutischen Handeln, wobei in erster Linie auf die Prinzipien der respondenten und der operanten Konditionierung rekurriert wird. Chomsky hat gezeigt, wie die Grundbegriffe des operanten Lernparadigmas bereits im Falle von Skinners Sprachtheorie überdehnt werden und nur noch als metaphorische Ausdrücke verstanden werden können: "... the insights that have been achieved in the laboratories of the reinforcement theorist, though quite genuine, can be applied to complex human behavior only in the most gross and superficial way ... (Skinner) utilizes the experimental results as evidence for the scientific character of his system of behavior, and analogic guesses (formulated in terms of a metaphoric extension of the technical vocabulary of the laboratory) as evidence for its scope. This creates the illusion of a rigorous scientific theory with a very broad scope, although in fact the terms used in the description of real-life and of laboratory behavior may be mere homonyms, with at most a vague similarity of meaning" (Chomsky 1959, p. 28, 30). Begriffe wie "Reiz", "Reaktion", "Verstärkung", "Kontrolle" etc. verlieren ihren terminologischen Gehalt, wenn sie aus dem Laboratorium herausgenommen und zur Analyse alltäglichen Verhaltens verwendet werden. Westmeyer hat diese Kritik weitergeführt und die Meinung vertreten, dass generell eine Uebertragung der Verhaltenstheorie "... auf Verhalten in natürlicher, d.h. zugleich unkontrollierter, nichtprogrammierter Umgebung ... nur per Analogieschluss möglich (ist), ohne dass die Analogierelation auf ihr Zutreffen hin überprüft werden kann" (Westmeyer 1973, p. 84). Die Anwendung des Paradigmas der operanten Konditionierung beispielsweise setzt potentiell vollständig kontrollierbare Bedingungen voraus: Die Auftretenswahrscheinlichkeit einer Reaktion muss zu jedem beliebigen Zeitpunkt exakt messbar sein; die Verstärkungsmodi und deren Veränderungen müssen für jede Reaktion bekannt sein; die Lern-

geschichte eines Individuums muss beobachtet werden oder genau rekonstruierbar sein; etc. In keinem Fall dürfte ein Verhaltenstherapeut in der Lage sein, diese Bedingungen zu erfüllen. Die Verhaltenstherapie kann daher nicht als Anwendung von Verhaltenstheorie verstanden werden (vgl. Westmeyer 1976, 1979). Auch der Verhaltenstherapeut verwendet zunächst lediglich eine Terminologie, die seinem Tun eine bestimmte Struktur gibt. Und wie Skinner im Falle seiner Sprachpsychologie muss sich der Verhaltenstherapeut vorwerfen lassen, sein Gebrauch der Termini "Reiz" und "Reaktion" sei "... only remotely allegorical to the traditional use of these terms in psychology" (Breger & McGaugh 1965, p. 340). "When we look at the way conditioning principles are applied in the explanation of more complex phenomena, we see that only a rather flimsy analogy bridges the gap between such laboratory defined terms as stimulus, response, and reinforcement and their referents in the case of complex behavior" (ebd., p. 343). "The study of learning for behavior therapists, in fact, was always more for the purpose of metaphor, paradigm, and analogy than for strict guidance about how to operate or about what it all means" (London 1972, p. 914).

Genauso wenig wie im Falle der Gestalttherapie die bloße Rede von einer "Tendenz zur guten Gestalt" von Nutzen ist, so vermag das Prinzip der Verstärkung als solches dem Therapeuten zu helfen. In beiden Fällen handelt es sich um Metaphern, die das Verhalten des Psychotherapeuten zu orientieren vermögen, indem sie ihm ein "Weltbild" geben. Dieses "Weltbild" aber muss mit konkretem Inhalt gefüllt werden, soll es brauchbar sein. Genau dieser Inhalt wird dem Therapeuten als praktisches Wissen vermittelt, sei dies durch formellen oder informellen Austausch mit seinen Kollegen, sei dies durch eigene Erfahrungen im therapeutischen Handeln (vgl. Herzog 1982). Es ist dies jenes Wissen, auf das sich psychotherapeutische Schulen im allgemeinen stärker stützen als auf "reine", experimentell gewonnene Erkenntnis. Auch die Verhaltenstherapie wird sich der Bedeutung dieser Art von Wissen in zunehmendem Maße bewusst (vgl. z.B. Lazarus 1976)

(6) Die Beispiele der Gestalt- und der Verhaltenstherapie bringen unsere Diskussion der Metaphorizität der Psychologie zu einem nächsten Punkt. In beiden Fällen haben wir festgestellt, dass die therapeutische Rede metaphorisch ist und dass gleichzeitig eine Tendenz besteht, diese Metaphorizität zu verleugnen. Das aber führt zu dem, was Chun und Sarbin (1970) "metaphor-to-myth transformation" nennen, was allerdings angemessener "metaphor-to-ideology transformation" genannt werden sollte. Denn dadurch, dass sich die Verhaltenstherapie die Terminologie der Verhaltenstheorie zu eigen macht, den metaphorischen Charakter dieses Vorgangs jedoch unterdrückt, verwandelt sie die Verhaltenstheorie in eine Ideologie (vgl. London 1972). Damit wendet sich die ätzende Kritik an anderen Therapieformen, die die ersten Schritte der Verhaltenstherapie begleitet haben (vgl. z.B. Eysenck), gegen diese selbst. Es war die Verhaltenstherapie, die das "medizinische Modell" einem radikalen Ideologieverdacht ausgesetzt hat und sich selbst als überlegene Alternative ausgegeben hat. Das Hauptargument der Verhaltenstherapeuten war die Metaphorizität des "medizinischen Modells". Psychische Krankheit werde in der Nomenklatur eines Modells beschrieben und erklärt, das aus der somatischen Medizin stamme und im Bereich des Verhaltens lediglich metaphorische Aussagen zulasse (vgl. z.B. Adams 1964; Keupp 1974). Die Hypostasierung der Metaphorik führe zum "Mythos der Geisteskrankheit" (Szasz 1960) und damit zu Ideologie (Leifer 1971) und Aberglauben. "The belief in mental illness, as something other than man's trouble in getting along with his fellow man, is the proper heir to the belief in demonology and witchcraft.

Mental illness exists or is 'real' in exactly the same sense in which witches existed or were 'real'" (Szasz 1960, p. 117). Folglich, da es keine Dämonen und keine Hexen gibt, gibt es auch keine Geisteskrankheiten. "There is no such thing as 'mental illness' in any significantly meaningful sense" (Adams 1964, p. 191).

Die Kritik der Verhaltenstherapie am "medizinischen Modell" wird begleitet von einer Propaganda für das "verhaltenstheoretische

Modell", das die aufgezeigten Schwächen einer bloss metaphorischen Gegenstandsbestimmung nicht haben soll. "If behavior can be systematically described in behavioral terms, there is no need for the confusing nonpsychological analogies and metaphors which have long plagued the mental-health professions. It becomes unnecessary to borrow words from medicine, engineering, or electronics to describe human relationships" (Adams 1964, p. 194).

Dass aber genau dies auch der Verhaltenstherapie nicht möglich ist, haben wir eben gesehen. ^{Und} selbst die Verhaltenstheorie, die sich auf ihre Voraussetzungslosigkeit so viel einbildet, ist nicht modell- bzw. metaphernfrei formulierbar (vgl. oben).

Wenn dem so ist, wie lässt sich dann überhaupt zwischen Erkenntnis und Ideologie unterscheiden? Es bleibt das Kriterium der empirischen Fruchtbarkeit: Eine blosser Terminologie ist einer Theorie unterlegen, mit deren Hilfe die Wirklichkeit empirisch "durchforstet" worden ist.

(7) Was uns die beiden Beispiele über die Ideologiegefahr hinaus lehren können, ist, uns auf die Schwierigkeiten der psychologischen Terminologie aufmerksam zu machen. Ueber Psychisches scheint sich kaum metaphernfrei reden zu lassen. Kognitive wie affektive und motivationale Prozesse und Zustände werden mit Hilfe von Metaphern ausgedrückt: "er hat einen klaren Verstand", "etwas geht mir durch den Kopf", "das ist ein tiefer Gedanke", "es liegt mir auf der Zunge", "er ist eine schillernde Persönlichkeit", "dein Name ist mir eben wieder eingefallen", "sie leidet unter Gewissensbissen", "seine Begeisterung hat sich abgekühlt", "ich fühle mich niedergeschlagen", "ich glaube, ich bin ihm zu nahe getreten", "sie hält mit ihren Gefühlen zurück", "er hat sich nicht mehr in der Gewalt", "man muss ihn anstossen, damit er überhaupt etwas unternimmt", etc. Das Unanschauliche psychischer Vorgänge wird mit Hilfe einer anschaulichen, zumeist einer räumlichen Sprache zugänglich gemacht (vgl. Klages 1952, p. 48ff.; Snell 1975; Sarbin 1968). Das gilt genauso für die wissenschaftliche wie für die alltägliche Beschäftigung mit dem Psychischen.

Metaphern haben hier eine lexikalische Funktion: Sie benennen Erfahrungen, für die (noch) keine eigene Terminologie bereitsteht.

Die lexikalische Funktion von Metaphern ist von deren epistemischer Funktion zu unterscheiden. Während Metaphern in ihrer epistemischen Funktion eine noch nicht erkannte Wirklichkeit konzeptuell strukturieren und damit erkennbar machen, sind sie in ihrer lexikalischen Funktion auf eine Füllung sprachlicher Lücken bezogen. Phänomene oder Erfahrungen, die wir nicht benennen können, da uns eine adäquate Bezeichnung fehlt, werden über einen Vergleich mit uns bekannten Erscheinungen benannt, d.h. metaphorisch ausgedrückt. Darin sieht Henle die "allgemeine Funktion" der Metapher, eben: "... die Sprache zu erweitern, zu sagen, was man mit den wörtlichen Bedeutungen allein nicht sagen kann" (Henle 1975, S. 252).

Natürlich vermengt sich in der Psychologie die lexikalische Funktion von Metaphern sehr leicht mit deren epistemischer Funktion. Die Benennung eines psychischen Zustandes oder Prozesses ist gleichzeitig eine epistemische "Formung" des Zustandes oder Prozesses. Die Sprache ist dann nicht mehr ein neutrales Zeichensystem, das der Benennung von erfahrener Wirklichkeit dient, sondern sie ist ein epistemisches Instrument, das zur Erkenntnis von Wirklichkeit verhilft. Wie die Mathematik (bei Galilei etc.), ermöglicht die Sprache eine "Lektüre der Erfahrung" und verschiedene Sprachen ermöglichen dementsprechend alternative "Lektüren der Erfahrung" (vgl. unten; Berger & Luckmann 1977). Das ist nicht mehr weiter erstaunlich, haben wir einmal anerkannt (vgl. oben), dass die Wirklichkeit notwendigerweise eine Wirklichkeit unter einer bestimmten Beschreibung ist bzw. eine Wirklichkeit gesehen aus einer bestimmten Perspektive. Metaphern aber können solche Perspektiven schaffen (vgl. Black 1979, p. 39f.). Wir reden vom Menschen als sei er eine Maschine; wir sehen seine Persönlichkeit als sei sie eine Ueberlagerung verschiedener Schichten; wir sehen das soziale Leben als sei es ein Schauspiel; etc. "Fast die ganze Terminologie, die der heutige Psychologe gebraucht, ist reine Metapher" (Ortega Y Gasset 1978, p. 259).

(8) Wir haben bisher von der Psychologie als Wissenschaft gesprochen und den Funktionen und Gefahren von Metaphern im psychologischen Erkenntnisprozess. Die Psychologie strebt nach allgemeinen Aussagen über psychische Phänomene. Ist von Psychischem nicht in einem allgemeinen, sondern in einem individuellen Sinn die Rede, so haben Metaphern eine zusätzliche Funktion. Wir werden dabei erneut auf die Psychotherapie stossen, denn in der Psychotherapie geht es immer um individuelle Schicksale, die die Kommunizierbarkeit individueller Erfahrungen erfordern. Es geht dabei nicht um eine Ausweitung des Vokabulars, um Unbenanntes kommunizierbar zu machen, sondern um eine "Vertiefung" bzw. Verfeinerung eines Lexikons. Etwas bereits Benennbares wird mit Hilfe einer metaphorischen Ausdrucksweise differenzierter, d.h. der individuellen Erfahrung angemessener ausgedrückt. Metaphern haben in diesem Sinne generell - nicht nur im Bereich des Psychischen - eine konkretisierende Funktion (vgl. Fernandez 1972; Henle 1975; Stählin 1914).

Die Grundlage dieser konkretisierenden Funktion ist die Flexibilität von Metaphern. Echte (lebendige) Metaphern zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie nicht lexikalisierbar sind, sondern immer wieder, in konkreten Situationen spontan produziert werden ^{müssen} (vgl.). Es ist diese fehlende lexikalische Bindung, diese (relative) Freiheit in der Metaphernwahl, die einen konkretisierenden bzw. individualisierenden Gebrauch metaphorischer Ausdrücke ermöglichen. Die Charakterisierung dieses meines Gefühls bzw. dieser Empfindung ist nur dann adäquat möglich, wenn zwischen Metapher und Gefühl bzw. Empfindung keine starre Zuordnung besteht. Wollen wir beispielsweise das Gefühl eines Schmerzes ermitteln, so müssen wir unter Umständen lange nach einer treffenden Ausdrucksweise suchen. Wir haben keinen "reinen" Empfindungswortschatz (RYLE 1969, S. 276, 321), und wir haben keine Standardisierung unseres Metapherngebrauchs im Falle subjektiver Zustände. Die Benennung der "inneren" Vorgänge ist ein kreativer Prozess, der abhängig ist vom Grad der metaphorischen Kompetenz eines Individuums. Die Fähigkeit des Schriftstellers, die innere Dynamik oder Dramatik eines

Menschen anschaulich zu schildern, ist Zeugnis dessen hoher metaphorischer Kompetenz.

Die Notwendigkeit dieses konkretisierenden und individualisierenden Gebrauchs von Metaphern liegt in der Struktur unserer Sprache begründet. Die indogermanischen / europäischen Sprachen sind abstrakt-begrifflich, im Gegensatz zu den konkret-bildlichen "primitiven" Sprachen.

Indianische Sprachen beispielsweise sind "malerisch"; sie streben Bildeinheiten an, die die Wirklichkeit anschaulich festhalten. "Sie zeichnen jede Situation der Erscheinungswelt aufs sorgfältigste nach, und da die Erscheinungen in einem beständigen Fluss dahinströmen, so müssen auch diese Sprachen eine unendliche Variabilität besitzen" (Müller 1957, p. 416).

"Der Wechsel von Licht und Schatten, das Zusammenwirken der Körper mit ihrer Unterlage, die Abhängigkeit des Gebärdenspiels von der Gemütsbewegung, der Standpunkt des Redenden und hunderte anderer Bezüge werden berücksichtigt, um die höchste Genauigkeit zu erzielen. Ob ein Fluß durch grüne Waldesschatten dahinströmt oder zwischen Wiesenhängen, ob seine Wellen unter dem Sonnenlicht aufblitzen oder unter einem verhangenen Himmel sich trübe dahinschleppen, ob *ich* den Fluß sehe oder *du*, für die Situationsidiome bleibt der Fluß in jedem Fall eine andere Wirklichkeit, und die individualisierenden Wortfügungen folgen diesen Gestalten bis ins Unendliche. Man möchte diese Sprachen einem mit Sekundenschnelle arbeitenden photographischen Apparat vergleichen, der die wechselnden Bilder der Erscheinungswelt mit nie versagender Empfindlichkeit festhält" (ebd.).

Es sind "optische Sprachen", deren grammatikalisches Werkzeug der Wirklichkeit folgt, wie sie sich dem Auge darbietet.

Das "primitive" Denken ist nicht ein begriffliches Denken, sondern ein Denken in Anschauungen (Müller 1981, p. 11). "Es analysiert und zerfetzt nicht, um hinter den Phänomenen nach dem Apeiron oder Absoluten zu suchen, es nimmt vielmehr die Wirklichkeit hin in ihrer Gestalt, in ihrer Plastik, in ihrem Glanz" (ebd., p. 71). Was daraus entsteht, ist eine "Wissenschaft vom Konkreten" (Lévi-

Strauss). Dabei handelt es sich nicht um eine Vorform unseres Typus von Wissenschaft, die nach dem Allgemeinen und Abstrakten, dem "hinter" den Phänomenen Liegenden sucht (vgl. Portmann 1973). Das "primitive" Denken ist nicht stufen-, sondern artverschieden von unserem Denken (Müller 1957, p. 422, 1981, p. 75). Es ist folglich unserem Denken parallel zu setzen, als eine andere Art der Erkenntnis, die eine andere Orientierung hat (Lévi-Strauss 1977, p. 25). Es gibt "... zwei verschiedene Arten wissenschaftlichen Denkens ..., die beide Funktion nicht etwa ungleicher Stadien der Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern zweier strategischer Ebenen sind, auf denen die Natur mittels wissenschaftlicher Erkenntnis angegangen werden kann, wobei die eine, grob gesagt, der Sphäre der Wahrnehmung und der Einbildungskraft angepasst, die andere von ihr losgelöst wäre ..." (ebd., p. 27). Die "Wissenschaft vom Konkreten" ist also nicht eine Abkehr von der Wirklichkeit, wie es die von ihr getragenen Mythen vermuten liessen, sondern eine von der unmittelbaren Phänomenalität der Natur getragene Denkweise, eine "... Ausbeutung der sinnlich wahrnehmbaren Welt in Begriffen des sinnlich Wahrnehmbaren" (Lévi-Strauss 1977, p. 29). "Niemals verlässt dieses Denken das Handgreifliche, Tastbare, Optische - es erhöht die Wirklichkeiten, setzt sie aber nicht ab" (Müller 1981, p. 13).

Dieser Denkweise entspricht das Sprechen. Im Aztekischen beispielsweise findet sich keine Bezeichnung für Vater oder andere Verwandte. Es gibt diese Bezeichnungen nur in Verbindung mit Possessivpronomina. Es gibt keinen Vater an sich. "... es gibt ... nur notâ, motâ, itâ, 'mein Vater, dein Vater, sein Vater'. Ein tâ 'Vater' fehlt: der blosse Stamm ist unmöglich" (Müller 1981, p. 15). Ähnliches gilt für das Vietnamesische (vgl. Wulf 1977) und die meisten indianischen Sprachen (vgl. Müller 1957, 1976, 1981). Die "archaischen" Sprachen sind auf eine möglichst genaue Benennung des Konkreten und Einzelnen aus, auf ein Nachzeichnen oder Abmalen der Wirklichkeit. Diese letztlich passive, rezeptive Haltung verkörpert das pathische Weltbild der indianischen Kulturen.

Der pathischen Weltauffassung der Indianer steht die aktive Einstellung der "zivilisierten" westlichen Welt gegenüber. Die Wirklichkeit wird analytisch durchdrungen, bearbeitet und unterworfen. Dieser Haltung entsprechen das analytische Denken und das begriffliche Sprechen. Die Sprache ist ein Instrument der abstrahierenden Klassifikation einer in Objekte und Attribute zerfallenden Realität. Unserer Sprache fehlt das grammatikalische Rüstzeug zur Benennung der konkreten Erscheinungen.

Diese Differenz scheint auch der einzige wesentliche Unterschied zwischen einer wissenschaftlichen und einer mythischen Weltauffassung zu sein. Barnes ist der Ansicht, "... von den regelmässig vorgebrachten strukturellen Unterschieden (scheine) nur der eine wirklich gültig zu sein, der zwischen der weitgehend unpersönlichen Begriffsstruktur und den Idiomen der modernen Wissenschaft und den eher anthropozentrischen und personalisierten Entitäten vieler präliteraler Glaubenssysteme" (Barnes 1978, p.220).

Wie auch immer, Metaphern - aber auch andere "Tropen" - erfüllen in dieser Situation die Funktion der Konkretisierung unserer Sprache. Sie ermöglichen, die figurativen Aspekte der Wirklichkeit, die aufgrund des begrifflichen Charakters unserer Sprache ausgeblendet werden, in die Kommunikation zurückzuholen (vgl. McNeill 1981; Miller 1979).

(9a)

Im Bereich des Psychischen steht diese konkretisierende Funktion von Metaphern im Dienste der Individualisierung von Erfahrungen. Wir haben von Diskrepanzerfahrungen als Impetus psychologischen Fragens gesprochen (vgl. oben). Es bleibt hier nachzutragen, dass mit der blossen Vermutung zweier Wirklichkeitsbereiche der Schritt zu einer subjektiven ("psychischen") Wirklichkeit nicht zwingend ist. Die Traumwelt beispielsweise kann als Manifestation einer transzendenten Wirklichkeit verstanden werden (vgl. Feyerabend 1976, p. 335, 363f.; Piaget). Die Errichtung einer subjektiven ("inneren") Wirklichkeit setzt offensichtlich das Bewusstsein eines "Selbst" voraus, d.h. einerseits das Bewusstsein einer Kohärenz meiner selbst ("Identität") und andererseits das Bewusstsein, selbst die Ursache meines Verhaltens zu sein ("Freiheit"). Beide Bedingungen sind historisch

kontingent. So hat beispielsweise SNELL (1975) auf die rein additive Konzeption des Menschen in der homerischen Zeit aufmerksam gemacht. ("Innere") Zustände, die wir als subjektiv bezeichnen würden, werden als Manifestationen einer äusseren oder transzendenten Welt gedeutet und entsprechend erlebt. Ein Traum ist nicht etwas, was man hat (und ^{was} damit nach einer subjektiven Erklärung verlangt), sondern man sieht den Traum (als objektives Ereignis).

Erst wenn die Erfahrung zweier Wirklichkeitsbereiche mit dem Bewusstsein eines "Ich" verbunden wird, entsteht die Trennung in eine objektive und eine subjektive Welt. Eine wesentliche Voraussetzung dazu dürfte die Idee der grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen sein (vgl. VON GREIFF 1976). Darüberhinaus hat der Zivilisationsprozess generell zur Ausdifferenzierung einer subjektiven Wirklichkeit beigetragen. ELIAS spricht von der "Psychologisierung" des sozialen Umganges im Verlaufe der zivilisatorischen Entwicklung (vgl. ELIAS 1976, Bd. 2, S. 369ff.), wodurch ein evolutiver Druck in Richtung einer zunehmenden Differenzierung "innerer" Prozesse entstanden ist. Mit der enger werdenden Verflechtung sozialer Interaktionen und der erhöhten Subtilität des Psychischen wird eine entsprechend differenzierte Rede über kognitive und affektive Vorgänge notwendig, und es ist naheliegend, dass das "Innere" (zunächst) in Begriffen des "Äusseren" zu artikulieren versucht wird (vgl. SARBIN 1968; SNELL 1975). Dabei ist die metaphorische Benennung "innerer" Vorgänge keineswegs solipsistisch, denn dieses Reden ist öffentlich und gelernt. Es ist üblich, in metaphorischer Weise über subjektive Phänomene zu sprechen. Die metaphorische Rede ist also keine "Privatsprache" (vgl. WITTGENSTEIN 1971), sondern ein in Sozialisationsprozessen gelerntes (öffentliches) "Sprachspiel".

(96)

Die individualisierende Funktion von Metaphern hat im Bereich des Psychischen eine negative Seite. Wir haben gesehen, wie Metaphern als Instrumente der Ideologiebildung fungieren können (vgl. oben), indem sie als bloße Worthülsen Erkenntnisse vor-täuschen, die nicht vorhanden sind. Dazu kommt, dass Metaphern vom Wesentlichen abzulenken vermögen. Gerade aufgrund des kreativen Charakters der Benennung von Empfindungen ist die sprachliche Vergegenwärtigung von Subjektivität leicht irritierbar. Darf die Empfindung nicht adäquat benannt werden, beispielsweise wegen Beziehungsstörungen,

so wird auf eine inadäquate Symbolisierung aus-Gewichen. In diesem "Bedürfnis" nach Verhüllung sieht WERNER den eigentlichen Ursprung der Metapher: "Die Metapher ist in der Urform ein intellektueller Selbstschutz des Individuums. Dieser Selbstschutz äussert sich vorerst darin, dass die Metapher Erzeugnis zweier Tendenzen ist: der Tendenz, eine Vorstellung oder einen Gedanken, dessen Ausdruck im Sinne der Sünde oder Gefahr tabu ist, zu unterdrücken und andererseits doch durch die sprachliche Auswahl die Mitteilung zu ermöglichen" (WERNER, zit. nach BUEHLER 1982, S. 352). Wo beispielsweise über sexuelle Empfindungen und Vorgänge nicht ausdrücklich geredet werden darf, kleidet sich das Sexuelle in eine verhüllende Metaphorik. Eine der Schwierigkeiten des pädagogischen Umgangs mit der Sexualität liegt nach wie vor im Fehlen eines neutralen sprachlichen Mediums. Zwischen der sterilen, jeden Affekt ausklammernden Sprache der Medizin und der zu-meist mit einer aggressiven Metaphorik aufgeladenen Terminologie der "Strasse" liegt ein sprachloses Niemandsland, das mit Analogien aus dem Bereich der Biologie auch nicht begreifbarer wird. Ähnlich verhüllende oder euphemistische Metaphern finden sich in anderen tabuisierten Lebensbereichen: dem Sterben, dem Töten, dem Tod, der politischen und sozialen Diskriminierung, den körperlichen "Verrichtungen" etc.

Nebst diesen von Metaphern unterstützten kollektiv veranstalteten Verdrängungsprozessen verläuft auch die individuelle Exkommunikation tabuisierter Gefühle und Lebensbereiche über Analogien und Metaphern. Das individuelle Leiden, als Folge der Verdrängung einer tabuisierten affektiven Strebung, verschafft sich Ausdruck in einer Symptomatik, die in metaphorischer Beziehung zum Anlass der Verdrängung steht. Auf diese Weise bildet sich eine subjektive Wirklichkeit, die zwar in sich konsistent sein mag, jedoch einen uneigentlichen ("entfremdeten") Charakter hat. Ueber metaphorische Fäden steht sie mit der "wahren" subjektiven Wirklichkeit in Beziehung (vgl. ANDERSON 1964, S. 55ff.). Da die Metaphorik aber individuell und als solche nicht (mehr) bewusst ist, kann die "wahre" Subjektivität nicht erreicht werden. Die Auflösung der persönlichen Metaphorik in der therapeutischen Arbeit (vgl.

PARKER 1974) und die Befreiung des Patienten aus der Gefangenheit in seiner individuellen metaphorischen Struktur (vgl. BATESON 1973a, S. 163f., 1973b, S. 176f.) führen zurück an den Ursprung der verfehlten Symbolisierung subjektiver Empfindungen und zur Erkenntnis deren eigentlicher Bedeutung.

Dr. Walter Herzog
Pädagogisches Institut
der Universität Zürich
Rämistrasse 74
CH-8001 Zürich